

Dass mein Großvater ängstlich war und ungern allein in den Keller ging, mag seinen Kindern noch Anlass für vorlaute Späße gegeben haben. Aber sein Tod, in dem seine Angst die schlimmste Erfüllung gefunden hat, deutet Ereignisse und Eigenschaften um. Wie unsinnig seine Angst vor dem Keller vielleicht auch war, nachträglich ist es mir unmöglich, ihr nicht eine Ahnung zu unterstellen, in ihr nicht das Erbe uralter jüdischer Erfahrung zu sehen. Aber mein Großvater kannte den Tod, der ihn erwartete, nicht; und er hat – dafür spricht alles, was ich über ihn weiß – gern gelebt.

\* \* \*

Hella sagt, sie hätte eine schöne Kindheit gehabt, eine sehr schöne Kindheit sogar. Ich habe sie um diese Kindheit immer beneidet.

Die wichtigste Kulisse für Hellas Kindheit ist in meiner Phantasie die große Küche der elterlichen Wohnung. 1907 waren meine Großeltern mit ihren Söhnen Bruno und Paul als erste Mieter in das Haus Schillerpromenade 41 eingezogen. 1910 wurde Marta geboren, 1915 Hella, 1941 ich, aber da war Bruno schon gestorben, Paul ausgezogen, und meine Großeltern lebten schon in Kurow. 1947 zogen Marta, Hella und ich um, ein paar Häuser weiter in derselben Straße.

Erst jetzt fällt mir auf, dass es für ein Stadtkind ungewöhnlich ist, im selben Haus aufzuwachsen wie die eigene Mutter. Vielleicht sind mir Martas und Hellas Erzählungen auch darum so lebendig und einprägsam gewesen, weil ich immer genau wusste, wie die Ecken, Höfe, Treppenhäuser und Kellerräume, von denen berichtet wurde, aussahen, wie es darin roch und wie die Geräusche zwischen den Fenstern rund um den Hinterhof hin- und herflogen.

In der Küche meiner Großeltern standen ein rechteckiger, ausziehbarer Esszimmertisch, eine Schneiderplatte, die Nähmaschine, manchmal, wenn meine Großmutter beim Nähen half, sogar eine zweite, außerdem natürlich der Herd, ein Geschirrschrank und was sonst in eine Küche gehört. Die Wohnung hatte zwei Zimmer, eine Inntoilette, kein Bad. Vom Leben in den Zimmern habe ich keine Vorstellung, in den Zimmern standen die Betten. Hellas Geschichten spielen alle in der Küche.

Mein Großvater stand jeden Morgen als Erster auf und servierte jedem seiner Kinder ein Frühstück; für Bruno Tee, Kaffee für Marta, Milch für Hella, Kakao für Paul. Auch als seine Kinder erwachsen, sogar wenn sie arbeitslos waren und er selbst Arbeit hatte, kochte mein Großvater ihnen, sofern sie früh genug aufstanden, ihre Getränke, und das, wie Hella beteuert, nicht nur an den Sonntagen, sondern wirklich an jedem Tag.

Ob der Kakao nicht zu teuer war, frage ich. Hella weiß es nicht, nur dass es Kakao gab, sie glaubt, für Paul.

Wenn ich jemandem von meinem Großvater erzähle, erwähne ich die vier Getränke am Morgen fast immer. Diese Szene aus dem Leben meiner Mutter gehört seit jeher zu meiner Vorstellung von Glück.

Am schönsten, sagt Hella, war es in der Küche an den Abenden, wenn Tee gekocht wurde. Jeder durfte mitbringen, wen er wollte, ohne vorher zu fragen, Bruno und Paul ihre kommunistischen Freunde, Hella und Marta ihre Freundinnen. In der Küche wurde getanzt, geturnt und über Gott und die Welt geredet, wobei meine fromme Großmutter auf Gott nichts kommen ließ.



Juda Lejb Sendrowitsch Iglarz

Meine Großeltern waren Polen in Deutschland, Baptisten katholischer oder jüdischer Herkunft, sie waren tiefreligiös und von entschiedener Toleranz. Sie sind unabhängig voneinander sehr jung konvertiert und haben sich in der Baptistengemeinde von Łódź kennengelernt.

Was hat ein des Lesens und Schreibens unkundiges Mädchen vom Lande bewogen, sich seiner strengen katholischen Erziehung zu widersetzen und den Glauben zu

wechseln? Warum hat Schloma Iglarz, ein junger Schneider aus einem Nest im östlichen Polen, sich lieber von seiner jüdischen Familie verstoßen lassen, als Jude zu bleiben?

Hella kann sich nicht erinnern, dass je darüber gesprochen wurde. Es hätte auch niemand danach gefragt, weder ihre älteren Brüder noch sie selbst. Überhaupt hätte ihr Vater niemals von seiner Familie und seinem Geburtsort gesprochen, aber das sei ihr erst viel später aufgefallen, als sie ihn nicht mehr fragen konnte.

An die Ostrówer Zeit meines Großvaters erinnert nur ein Foto. Mein Urgroßvater Juda Lejb Sendrowitsch Iglarz sitzt in dem Fotoatelier von D. Mostowitsch vor einer gemalten Kulisse, einem schweren gerafften Vorhang, auf einem Stuhl aus Bambusrohr; auf dem Bild rechts neben ihm ein kleiner Tisch, darauf ein offenes Buch. Auf dem Buch die Hand meines Urgroßvaters, die vier Finger leicht angewinkelt und dicht beieinander, als hielten sie die Zeile fest, bei der er seine Lektüre für dieses Foto unterbrochen hat. Aber Juda Lejb Sendrowitsch Iglarz konnte nicht lesen, wie die Geburtsurkunde meines Großvaters amtlich bescheinigt. Wenn ich einem Mann mit dem Gesicht meines Urgroßvaters heute begegnete, würde ich ihn wahrscheinlich für einen Bibliothekar halten oder für einen Apotheker, vielleicht auch für einen Künstler, jedenfalls nicht für einen Analphabeten. Er hat einen schwarzen Kaftan an und Stiefel, deren Schäfte sich in weichen Falten zusammenschieben. Sein Bart und die Schläfenlocken sind fast weiß. Auf dem Kopf trägt er ein Barett. Der Mann auf dem Bild hat mir immer Respekt eingeflößt. Er wirkt klug und schön und streng. Er sieht aus, als wüsste er genau, wie er aussehen will, die Augen gerade und ernsthaft auf den Betrachter gerichtet, ein würdiger Mann, der seinen Platz in der Welt kennt. Sooft ich das Gesicht meines Urgroßvaters betrachtet habe, glaubte ich, ein sehr feines Lächeln darin zu finden. Erst seit ich ernsthaft darüber nachdenke, warum mein Großvater seinen Glauben und damit seine Familie verlassen hat, bin ich unsicher, ob das Lächeln nicht eine Täuschung ist. Selbst wenn ich eine Lupe zu Hilfe nehme, kann ich es nicht entscheiden. Manchmal lächelt er, und manchmal lächelt er nicht. Wenn er nicht lächelt, kann ich mir vorstellen, dass er unerbittlich ist, dass sein Ernst und seine Würde von einer Gewissheit herrühren, die ihm als unantastbar gilt.

Ostrów Mazowiecka liegt ungefähr hundert Kilometer nordöstlich von Warschau, ein ödes Städtchen mit 13000 Einwohnern. Von den 6000 Menschen, die um die Jahrhundertwende in dem Ort lebten, waren mehr als die Hälfte Juden, die meisten von ihnen kleine Händler und Handwerker. Die Ostrówer Schneider, zu denen mein Urgroßvater gehörte, sollen sogar den Warschauer Uniformschneidern Konkurrenz gemacht haben. Mehr Glanz als dieser ist von Ostrów Mazowiecka, das nach der

polnischen Teilung erst unter preußische, dann unter russische Herrschaft gefallen war, wohl nie ausgegangen.

Fotos aus einem Buch in hebräischer Schrift bezeugen ehrbares Kleinstadtleben: eine Schulabgängerklasse, eine Fußballmannschaft aus dem Jahr 1926, zwei mehrsprachige Zeitungen, »Ostrower Leben« und »Ostrower Tribüne«, die Familie Lichtensztejn vor ihrer Eisenhandlung, dürftige Holzhäuser und vereinzelte Bürgervillen.

Heute leben in Ostrów keine Juden mehr. Als wir – Hella, mein Sohn Jonas und ich – im Sommer 1996 dort nach Spuren der Familie Iglarz suchten, kam es uns vor, als hätten wir einen trostloseren Ort nie gesehen.

Hella glaubt, ihr Vater sei zwanzig gewesen oder einundzwanzig, vielleicht auch erst neunzehn, als er Ostrów verlassen hat, also in den Jahren zwischen 1898 und 1900. Sie weiß nicht, ob er im Streit aufgebrochen ist oder ob er einfach, wie viele Söhne armer Handwerker, in der Stadt sein Glück suchen wollte, wenigstens sein Auskommen. Ich nehme an, dass er Ostrów gern verlassen hat. Auf einem Foto aus dem Atelier Wereschtschagin in Łódź blickt ein sehr junger zarter Mann mit flaumigem Bart auf einen imaginären Punkt links neben der Kamera, als erwartete er etwas aus der Richtung, in die er schaut. Ein bisschen verträumt wirkt der junge Mann und sehr gefasst. Am Revers seines dunklen Jacketts steckt eine kleine weiße Blume.



Damals muss er meine Großmutter schon gekannt haben, denn von ihr gibt es, ebenfalls aus dem Atelier Wereschtschagin, eine ebensolche, auf feste Pappe gezogene Fotografie. Wahrscheinlich haben sie sich eines Tages beide ihre Festtagskleider

angezogen, sind gemeinsam zu Wereschtschagin gegangen und haben sich füreinander fotografieren lassen. Die Bilder wirken kostbar, Einzelstücke wie Miniaturgemälde; aber Jonas, mein Sohn, der Fotograf ist, sagt, seit 1888 hätte es die Kodak-Box gegeben, und die Fotografie sei um die Jahrhundertwende ihrer Kostbarkeit schon beraubt gewesen. Trotzdem suggerieren die Bilder meiner Großeltern dem Betrachter das Gefühl, etwas Gültiges, nicht Austauschbares zu sehen, was allein schon durch den Ernst der Abgebildeten hervorgerufen wird. Das ist ihr einziges, jeder Beliebigkeit entzogenes Gesicht. So wollten sie vom anderen gesehen werden, so und nicht anders.

Josefa und Pawel haben sich, als sie den Glauben ihrer Vorfahren ablegten, für eine freie Religion entschieden. Baptisten wählen ihren Glauben als Erwachsene, die Gemeinden sind autonom und kennen keine Hierarchie der Ämter. Jeder Gläubige ist berechtigt, die Bibel auszulegen.

Ich nehme an, dass Josefa und Pawel unter der orthodoxen Religiosität ihrer Elternhäuser gelitten haben. Die Ausgrenzung der Ostjuden durch Russen, Polen und Deutsche beantworteten die Juden mit der strengen Abgrenzung gegen die nichtjüdische Welt. Und die bäuerliche Prägung des Katholizismus traf Josefa, die mit vier Jahren ihre Mutter verloren hatte, vermutlich mit der ganzen unbeholfenen väterlichen Strenge.

Einen Glauben oder eine Weltanschauung abzulegen, in denen man erzogen wurde, verlangt mehr als ein gewisses Maß an Mut und Charakterstärke; es erfordert eine andauernde intellektuelle und emotionale Anstrengung, denn den Relikten seiner Erziehung begegnet der Mensch, der sich einer solchen Umwandlung unterzieht, noch nach Jahren und Jahrzehnten. Bis in die kleinsten Verzweigungen seines Gedächtnisses finden sich immer wieder frühe Einübungen des Lebens und Denkens, die sich der Überprüfung bis dahin entzogen und darum als gültig fortgelebt haben. Wenn diese Metamorphose zudem den vorhersehbaren Bruch mit allem, was das bisherige Leben ausgemacht hat, bedeutet, mit Eltern, Geschwistern, Freunden und Verwandten, mit der geographischen und der kulturellen Heimat, und wenn sich ein gerade erwachsener Mensch trotzdem dazu entschließt, muss ihm die Welt, mit der er bricht – und ich sage das aus Erfahrung –, etwas angetan haben. Ich selbst war fast vierzig, als ich es aufgegeben habe, die Vermeidung des endgültigen Bruchs zum heimlichen Kriterium meiner Entscheidungen zu machen.

Als Pawel und Josefa sich 1905 entschlossen, nach Deutschland auszuwandern, ließen sie wenig zurück. Ihre Familien hatten sich von ihnen losgesagt, und Łódź, wo Josefa als Dienstmädchen und Weberin arbeitete und Pawel sich als Schneider durchschlug, war neben Warschau der Ort größter sozialer Not und heftiger politischer Unruhen.